



Wenn Bleiben keine Alternative ist

Nr. 02 / 2017, 52. Jahrgang

contacts

Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe e.V.

Ungewollt im eigenen Land: Wie die Erzdiözese Garoua in Kamerun das Zusammenleben von Einheimischen und Zugezogenen fördert

Vom Entwicklungsdienst zum Weltdienst: Neues Programm für Entwicklungshelfer/-innen aus dem Süden

Blinde Flecken beleuchten: Über macht- und rassismuskritische Bildungsarbeit in internationalen Freiwilligendiensten



Wenn Bleiben keine Alternative ist

Flucht ist ein globales Phänomen. Weltweit sind nach Angaben des UNHCR rund 65 Millionen Menschen auf der Flucht. Rund 40 Millionen Menschen sind davon Vertriebene im eigenen Land. Syrien ist mit Abstand das Land aus dem die meisten Flüchtlinge kommen, nämlich ca. 5,5 Millionen. Eines der Länder mit den meisten Binnenvertriebenen ist Kolumbien mit ca. 6,5 Millionen.

Die hauptsächlichen Fluchtursachen sind vor allem Verfolgung, bewaffnete Konflikte und Menschenrechtsverletzungen, aber auch zerstörte Lebensgrundlagen durch Dürren, steigenden Meeresspiegel oder Degradierung der Böden. In der Hoffnung auf Sicherheit nehmen Flüchtlinge große Gefahren auf sich. Die Flucht ist für viele der letzte Ausweg, wenn Bleiben keine Alternative mehr ist.

Im Gegensatz zur landläufigen Meinung sind es nicht etwa die Industrienationen, die einen Großteil der weltweiten Krise zu schultern haben. Knapp neun von zehn Flüchtlingen befanden sich 2016 in Ländern, die als wirtschaftlich weniger entwickelt gelten.

Ein Viertel aller Flüchtlinge lebt in Staaten, die auf der UN-Liste der am wenigsten entwickelten Länder zu finden sind.

Der Libanon beherbergt z.B. im Vergleich zu seiner Bevölkerungszahl die höchste Zahl von Flüchtlingen: auf 1.000 Einwohner kommen dort 183 Flüchtlinge. In Deutschland sind es dagegen nur 22.

In der vorliegenden contacts berichten wir, wie sich Projektpartner der AGEH gemeinsam mit Fachkräften für geflüchtete Menschen einsetzen.

Mehr als 200.000 Menschen sind in Kamerun aus ihren ursprünglichen Heimatorten vertrieben worden. Das Zusammenleben mit der einheimischen Bevölkerung in den Zufluchtsorten ist oft schwierig, denn das ohnehin knappe Land muss nun mit den Neuankömmlingen geteilt werden. Es gibt Ängste und Vorbehalte auf beiden Seiten.

Um in schwierigen Situationen zu vermitteln und das Zusammenleben gemeinsam zu gestalten, hat die Erzdiözese Garoua mit einer Fachkraft im Zivilen Friedensdienst der AGEH vor zwei Jahren ehrenamtliche Mediatoren ausgebildet. Wir berichten darüber, wie sich die Situation in dem kleinen Ort Boundang-Tchofol entwickelt hat, der dreizehn Familien aufgenommen hat, die vor den Angriffen von Boko Haram in Norden des Landes flüchten mussten. Im Südsudan und in der Ukraine unterstützen AGEH-Fachkräfte die Projektpartner vor allem in der Koordination von Humanitärer Hilfe für die vom jeweiligen Krieg Vertriebenen.

Nicht zuletzt ist auch unsere Gesellschaft hier in Deutschland aufgefordert, angesichts des Zuzugs von Flüchtlingen adäquat zu handeln, sie aufzunehmen und ihnen die Integration zu ermöglichen. Katharina Trägler berät nach verschiedenen Tätigkeiten im Ausland - u.a. auch für die AGEH in Kolumbien - nun geflüchtete Menschen als Asyl-Sozialberaterin im Landratsamt Starnberg. Wir haben mit ihr darüber gesprochen, wie sie ihre Erfahrungen aus dem Entwicklungsdienst dabei einbringt.

Katharina Engels
Chefredakteurin von contacts

Inhalt



12 Monika Rosenbaum berät und koordiniert verschiedene Humanitäre Hilfsprojekte von Carita International in der Ukraine. Im Juni war sie im Osten des Landes unterwegs, um zu erfahren, was brauchen die Menschen dort besonders nötig und wie können die Kollegen vor Ort ihre Unterstützung noch verbessern.



16 Ihre interkulturellen Erfahrungen als Fachkraft im Entwicklungsdienst helfen der Asyl-Sozialberaterin Katharina Trägler ihre Klienten besser zu verstehen. Durch spezielle Workshops im Landratsamt Starnberg bringt sie die Welten von Geflüchteten und Mitarbeitern näher.



20 In Deutschland als Entwicklungshelfer/-in arbeiten? Mit dem neuen AGEH-Programm „Weltdienst“ ist das jetzt möglich. Im Rahmen eines Pilotprojekts können Fachkräfte aus dem Süden künftig in kirchlichen oder gemeinnützigen NGO's mitarbeiten. Wie das genau geht, erklärt Michael Detscher im Gespräch.

Thema

- 4 Ungewollt im eigenen Land**
Die Erzdiözese Garoua fördert das gute Zusammenleben zwischen Einheimischen und zugezogenen Menschen (Katrin Gänslar)
- 12 Nah an den Menschen**
Humanitäre Hilfe in der Ukraine (Jutta Müller)
- 14 Die Kirche ist zur Stelle**
Tausende suchen nach Kämpfen im Südsudan in der Diözese Wau Schutz (Sebastian Kämpf)
- 16 Verstehen ohne zu werten**
Wie Erfahrungen aus dem Entwicklungsdienst die Arbeit mit Geflüchteten beeinflussen können (Carmen Molitor)

Horizonte

- 18 Blinde Flecke beleuchten**
Über macht- und rassismuskritische Bildungsarbeit in internationalen Freiwilligendiensten (Marcel Schneider)

20 Vom Entwicklungsdienst zum Weltdienst

Neues Programm für Entwicklungshelfer/-innen aus dem Süden (Katharina Engels)

Porträt

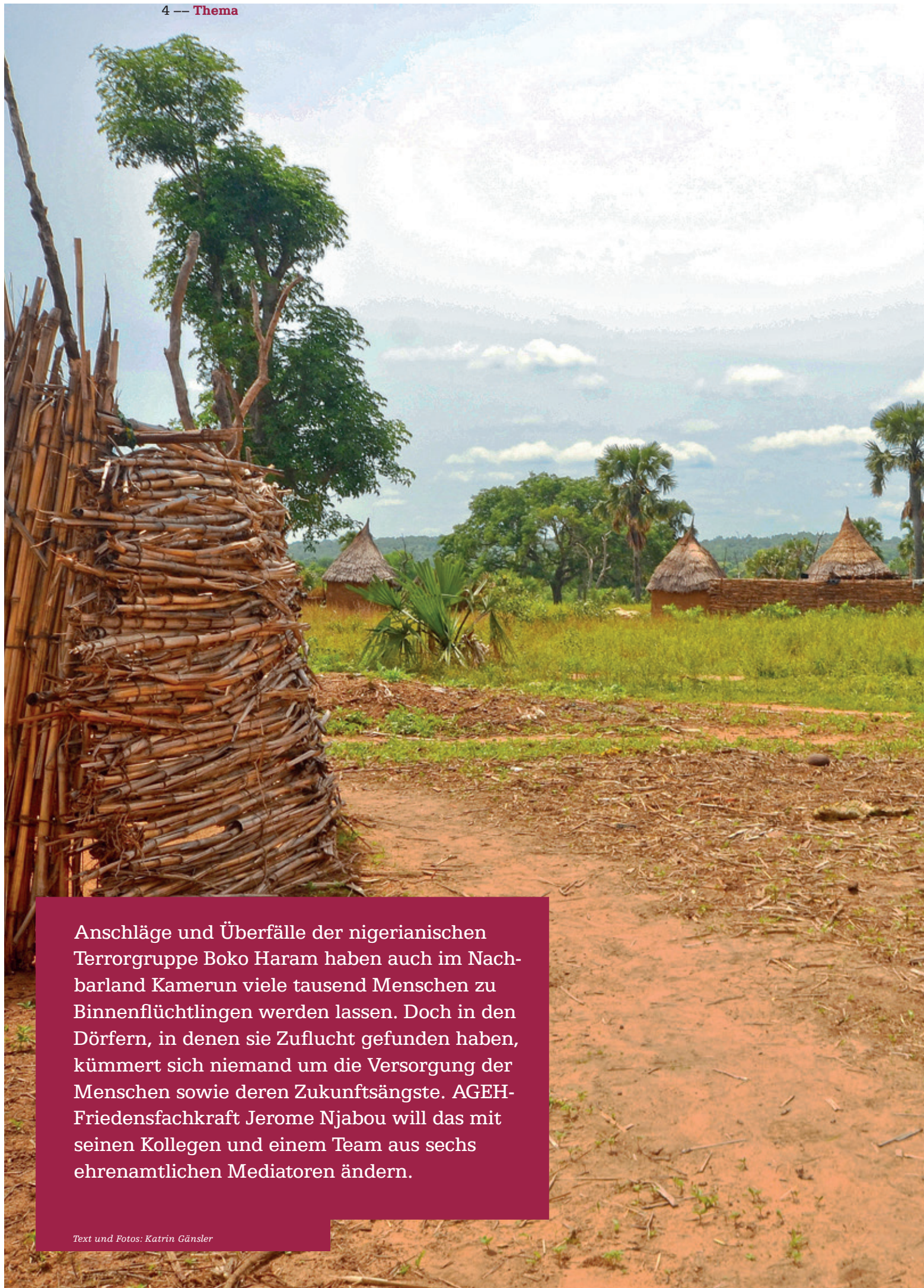
- 22 Heimat geht durch den Magen**
Als Migrantin Migranten unterstützen (Andrea Krogmann)

24 Personalia

25 Stellenanzeigen

Kompakt

- 26 AGEH Mitgliederversammlung**
- 26 In Uganda startet Workshopreihe für Mediatoren**
- 27 Internationale Tagung von Personaldiensten in Lindau**



Anschläge und Überfälle der nigerianischen Terrorgruppe Boko Haram haben auch im Nachbarland Kamerun viele tausend Menschen zu Binnenflüchtlingen werden lassen. Doch in den Dörfern, in denen sie Zuflucht gefunden haben, kümmert sich niemand um die Versorgung der Menschen sowie deren Zukunftsängste. AGEH-Friedensfachkraft Jerome Njabou will das mit seinen Kollegen und einem Team aus sechs ehrenamtlichen Mediatoren ändern.

Ungewollt im eigenen Land

Die Erzdiözese Garoua fördert das gute Zusammenleben zwischen Einheimischen und zugezogenen Menschen





Seite 5:
Maimuna Parahod ist Kamerunerin. Doch als Binnenflüchtling fühlt sich die 30-Jährige oft fremd und ungewollt im eigenen Land

Oben:
Mediator Moïse Haman setzt sich für ein friedliches Zusammenleben zwischen Einheimischen und Binnenflüchtlingen ein.

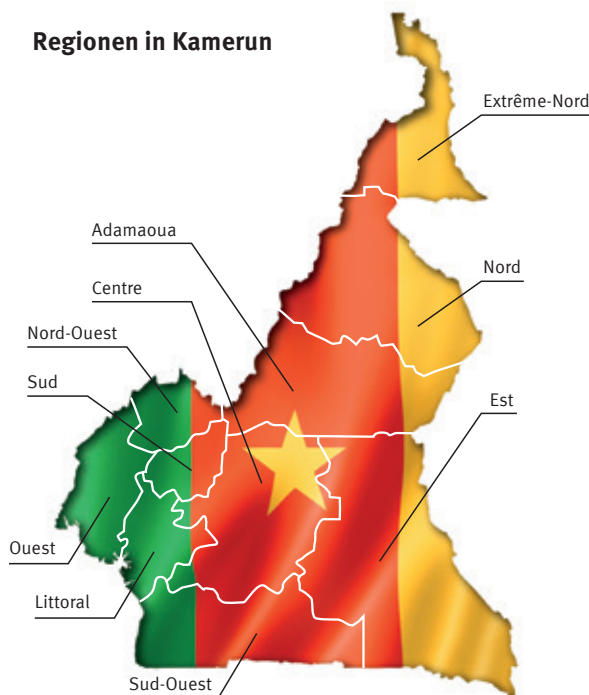
Das Telefon von Moïse Haman klingelt ständig. Geduldig nimmt der 61-jährige, hagere Mann jedes Gespräch an. Mal antwortet er auf Französisch, meist jedoch auf Fulfulde, einer wichtigen Verkehrssprache im Norden Kameruns. Doch egal, welche Sprache Haman spricht: Er bleibt

höflich und lässt die Anrufer ausreden. Immer wieder huscht ein Lächeln über sein Gesicht. Ständig erreichbar und gleichzeitig gelassen und freundlich zu sein, gehört zu den wichtigsten Eigenschaften seiner ehrenamtlichen Tätigkeit. Er ist Mediator und vermittelt in zahlreichen Dörfern, die rund um seine Heimatstadt Touroua liegen, zwischen Binnenflüchtlingen, Einheimischen und traditionellen Herrschern. Heute geht es dafür nach Boundang-Tchofol. Mit dabei ist Jérôme Njabou, der als Fachkraft im Zivilen Friedensdienst (ZFD) der AGEH bei der Justice and Peace Kommission der Erzdiözese Garoua arbeitet, und gemeinsam mit seinem Kollegen Bonne Guissata neben Haman fünf weitere Mediatoren ausgebildet hat. Zum Team gehört außerdem Mitarbeiter Aristide Assassa Toumba.

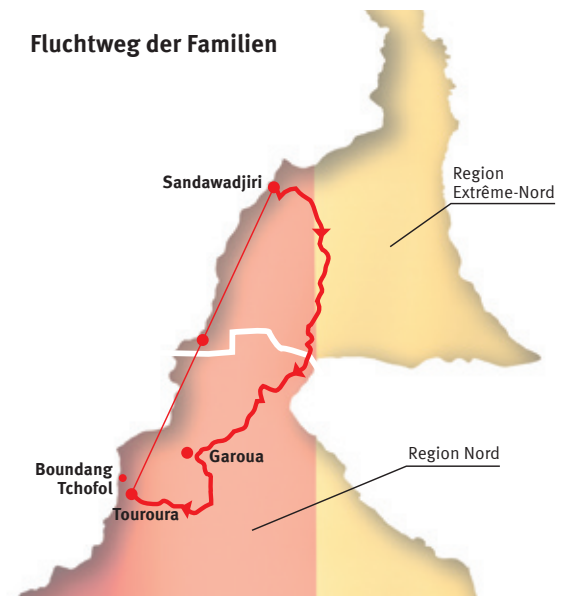
Flucht vor gewalttätigen Anschlägen

Genaue Zahlen über Binnenflüchtlinge in Kamerun – einem Land mit rund 24 Millionen Einwohnern – zu erhalten, ist kompliziert. Das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen (UNHCR) sowie die Internationale Organisation für Migration (IOM) sprechen aktuell von mehr als 220.000 Personen, die sich als *deplacés* - Vertriebene – bezeichnen. Die meisten von ihnen lebten in der Region Extrême-Nord und waren der nigerianischen Terrormiliz Boko Haram schutzlos ausgeliefert. Die 2002 gegründete Gruppe verübte ab 2014

Regionen in Kamerun



Fluchtweg der Familien



Fluchtweg der 13 Familien von Sandawadjiri in der Region Extrême North nach Boundang Tchofol, ein kleines Dorf in der Nähe von Touroua, in der Region North.

auch in den Grenzregionen Kameruns Anschläge. Dörfer wurden geplündert, Menschen ermordet, Frauen vergewaltigt. Für die Überlebenden war die Flucht in Richtung Süden der einzige Ausweg. Doch gefreut hat sich hier niemand über die Zugezogenen, im Gegenteil.

Das Auto wackelt auf der Piste nach Boundang-Tchofol hin und her bis eine Herde von Rindern eine riesige Staubwolke aufwirbelt und den Weg blockiert. Njabou, der am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin Politikwissenschaften studierte, muss bremsen und warten. Mit Moise Haman steigt er aus dem Auto, und die beiden Männer nutzen die Gelegenheit und begutachten ein weiteres Projekt: Mittlerweile sind mehr als 500 Kilometer Wege für den Viehzug gekennzeichnet worden. Die jungen Hirten können die Strecken nutzen, ohne ständig mit sesshaften Bauern in Konflikt zu geraten. Letztere beklagen regelmäßig zerstörte Felder und Ernteauffälle, die Viehhalter wiederum, dass einstige Weideflächen nach und nach zu Ackern gemacht werden. Schon dafür hat Njabou in der Vergangenheit Streitschlichter ausgebildet.

Mediator mit großem Netzwerk

Jetzt muss das ohnehin schon knappe Land – seit der Unabhängigkeit von Frankreich im Jahr 1960 hat sich die Bevölkerung fast verfünffacht – auch noch mit den Flüchtlingen geteilt werden. „Es ist ein Landkonflikt, der für zahlreiche afrikanische Länder eine Schwierigkeit darstellt“, sagt Njabou, „die Bevölkerung wächst, doch der Boden tut es nicht“. „Und das, was noch an Boden da ist, ist von schlechter Qualität“, ergänzt Haman. Als die Rinder vorbei gezogen sind, startet das Auto wieder, und es geht weiter in Richtung Boundang-Tchofol.



Austausch zwischen Mediatoren und Mitarbeitern der Justice and Peace Kommission ist wichtig: Der Assistent des Koordinators der Kommission Bonne Guissata (zweiter von rechts) im Gespräch mit Simon Pierre Nnwala (v.l.), Abraham Wandala Matakol und Alim Saïdou.

Als ein Dorf ist das auf den ersten Blick nicht zu erkennen. Es gibt ein paar selbstgebaute Hütten. Einige sind von sorgfältig gezogenen Zäunen umgeben. Zwei dürrer Hunde dösen im Schatten. Nach der Ankunft muss besonders Moise Haman viele Hände schütteln. „Mich kennt einfach jeder“, sagt der 61-Jährige, da er bereits bei der Ankunft im Dezember 2014 bei der Versorgung mit Lebensmitteln, Kleidung und Seife half. Aber schon vor seiner Ausbildung zum Mediator war sein Bekanntheitsgrad groß. Seit Jahrzehnten engagiert sich der Vater von sechs Kindern ehrenamtlich in Arbeitskreisen der Kirche. Er kennt ganze Generationen von Priestern, die Mitarbeiter in den lokalen Ämtern und die traditionellen Herrscher, die die Bezeichnung Lamido tragen, sowie deren Vertraute. Für einen Problemlöser ist das große Netzwerk unverzichtbar.

Zuhören und Fragen stellen

Moise Haman setzt sich auf einen geflochtenen Teppich und macht erst einmal nur eins: Gemeinsam mit Jerome Njabou und dessen Kollegen hört er zu und stellt anschließend ein paar Fragen. Schon daran mangelt es häufig. „Binnenvertriebene haben keine Lobby, und niemand schenkt ihnen Aufmerksamkeit“, sagt der 47-jährige Njabou später. Tatsächlich kommen

Im Kampf um knapper werdende Äcker und Weideflächen vermittelt die Justice and Peace Kommission seit Jahren zwischen Bauern und Viehhirten. So ist beispielsweise ein 500 Kilometer langes Wegenetz für den Viehtrieb entstanden.



Flüchtling Ali Jean hat zwölf eigene Kinder. Zusätzlich hat er sechs weitere Waisen aufgenommen.



Zuhören ist eine der wichtigsten Aufgaben von Moise Haman. (links)





Friedensfachkraft Jerome Njabou (im weißen T-Shirt) fordert die Binnenflüchtlinge auf, sich Ungerechtigkeiten nicht gefallen zu lassen.

weder Lokalpolitiker zu ihnen, um nach ihrem Schicksal zu fragen, noch wird über sie berichtet. Im Nachbarland Nigeria gerieten die sogenannten IDPs (Internally Displaced Persons) im vergangenen Jahr in die Schlagzeilen, als erste Informationen über zehntausend völlig unterernährte Kinder auftauchten. In Kamerun werden sie schlichtweg ignoriert.

Unter dem großen schattigen Baum hocken 15 Männer und erzählen abwechselnd, was sie von ihrem Heimatort Sandawadjiri in den Süden getrieben hat: In dem Ort dicht an der nigerianischen Grenze kam es im Jahr 2014 mehrfach zu Überfällen durch Boko-Haram-Mitglieder. Irgendwann war die Angst so groß, dass die Bewohner drei Personen als Vorhut schickten. Als sie Boundang-Tchofol erreichten war zumindest klar, dass die 13 Familien sich hier zumindest vorläufig niederlassen können. Am ersten Weihnachtstag 2014 kamen sie an.

Der Alltag ist eine Herausforderung

Maimuna Parahod sitzt bei den Frauen, die normalerweise nicht an solchen Treffen teilnehmen. Sie trägt ein schwarzes T-Shirt und hat ein großes Stück Stoff zum Rock gewickelt. Die Mutter von acht Kindern lächelt kein einziges Mal und wirkt wesentlich älter

als 30. „Höchstens zwei Mahlzeiten am Tag kann ich zubereiten“, sagt sie und steht auf. Sie möchte das winzige Haus zeigen, in das sich die ganze Familie quetschen muss. Es ist ein einziger Raum, zehn Quadratmeter groß. Auf dem Boden liegt ein aufgeschnittener Zementsack.

Bis zu ihrem Heimatort sind es zwar 250 Kilometer und Maimuna Parahod fühlt sich in Sicherheit. Doch die Gedanken an die Gräueltaten der Terroristen lassen sie nicht los. Zwei ihrer Schwäger wurden ermordet. „Die Menschen sind traumatisiert, weil sie mit ansehen mussten, wie Familienangehörige umgebracht worden. Professionelle Hilfe gibt es nicht.“ Stattdessen kommt nun ein zweites Trauma hinzu, erzählt Jerome Njabou: „Wir haben traditionelle Dorfchefs, die ihnen das Leben schwer machen.“

Maimuna Parahod schaut in die Ferne, wenn sie spricht. „Hier sind die Menschen wenigstens freundlich zu uns“, erklärt sie vorsichtig. Trotzdem ist das Leben täglich eine Herausforderung. Die Eltern müssen die zehnköpfige Familie von einem Hektar ernähren. Die Fläche wird gepachtet, was zusätzliche Kosten verursacht. Je nach Qualität des Bodens sind es zwischen 2.000 und 5.000 Francs CFA (3 bis 7,60 Euro). Anderswo ist es üblich, dem traditionellen Dorfchef



Maimuna Parahod hat die Gräueltaten der Terrorgruppe selbst ansehen müssen. Heute sorgt sie sich um die Zukunft ihrer acht Kinder. Pro Tag gibt es höchstens zwei Mahlzeiten.



Plötzlich Kleinstadt: Die Bevölkerung von Tarba, wo Ardo Hamadou traditioneller Chef ist, hat sich durch die Fluchtwelle vervielfacht.

Landwirtschaft ist
für die Zugezoge-
nen die einzige
Einnahmequelle.



einen Teil der Ernte zu bringen. Er entscheidet auch, welche Flächen überhaupt an die Neuen vergeben werden.

Unterstützung in Konfliktfällen mit Behörden

Das sorgt manches Mal für Ärger. In einem Dorf, das gut eine Autostunde entfernt liegt, sollten die Binnenflüchtlinge Flächen bewirtschaften, die unter Naturschutz stehen. Nur manchmal sind diese als Korridore für Wildtiere gekennzeichnet. Sie wussten nichts davon und wurden verhaftet.

Moise Haman war es schließlich, der zwischen den Behörden und den Beschuldigten vermittelte und letztendlich dafür sorgte, dass niemand ins Gefängnis musste. Was ohne seine Unterstützung passiert wäre, weiß niemand. Auch deshalb hält Jerome Njabou die Arbeit der Mediatoren für so wichtig: „Viele Menschen waren nicht in der Schule und haben nicht gelernt, ihre Rechte zu verteidigen.“ Deshalb sind solche Besuche wie in Boundang-Tchofol auch für die Friedensfachkraft wichtig. Hört er von Problemen, macht er mit deutlichen Worten Mut: „Geht zu den Autoritäten. Sie sind für euch da!“

Neben dem Zugang zu Land, geht es häufig um Trinkwasser. So manches Mal sind die Brunnen so weit weg, dass die Menschen das Wasser aus einem Fluss holen müssen. „Auch Gesundheitszentren und Schulen können nicht erreicht werden“, erklärt Moise Haman, als der offizielle Teil des Treffens beendet ist.

Er muss gegen die Mittagssonne blinzeln. Die Kinder von Boundang-Tchofol haben zwar Glück und können zum Unterricht laufen. „Wir haben aber auch Dörfer, in denen es nicht mal eine Grundschule gibt.“ Gerade Flüchtlingskinder verlieren viele Ausbildungsjahre und somit auch die Chance, später in anderen Bereichen als der Landwirtschaft arbeiten zu können.

Ersatzdokumente für Geburtsurkunden

In Boundang-Tchofol treibt die neuen Bewohner indes eine andere Schwierigkeit um: Wer vor Terror flüchtet, hat meist keine Chance, etwas mitzunehmen. Nicht nur



In Tarba gibt es zum Glück einen Brunnen. Doch die meisten Flüchtlinge haben nicht einmal Zugang zu Trinkwasser.

Erinnerungsstücke fehlen, sondern auch Geburtsurkunden und Personalausweise.

Das kann schon bei einer Polizeikontrolle, aber vor allem bei der Registrierung für die nächsten Wahlen im kommenden Jahr zu Problemen führen. Auch für eine Ausbildung z. B. sind die Dokumente unerlässlich. Ohne sie kann weder eine Aufnahmeprüfung noch ein öffentliches Examen absolviert werden. Das ist Moise Hamans nächste Aufgabe. „300 Geburtsurkunden sind schon erstellt worden“, sagt er nüchtern. Weitere sollen folgen, was auch für die fehlenden Personalausweise gilt.

Um diese Forderungen durchzusetzen, macht er auch vor Ministern nicht halt. „Bei einem Treffen habe ich die zuständige Ministerin schon darauf angesprochen. Wenn wir nichts unternehmen, dann können alleine in dieser Gegend 3000 bis 4000 Menschen nicht zur nächsten Wahl gehen.“ Und das wäre für den 61-Jährigen ein unhaltbarer Zustand und eine weitere Ungerechtigkeit, gegen die er etwas unternehmen will.

Die Mitarbeiter der Caritas in Mariupol versorgen die Menschen in der sogenannten Pufferzone



Nah an den Menschen

Humanitäre Hilfe in der Ukraine

Text und Fotos: Jutta Müller

Trotz vereinbarter Waffenruhe kommt es in der Pufferzone in der Ostukraine, immer wieder zu Gefechten. Wer kann, ist schon längst weggezogen.

Das nationale Büro der Caritas Ukraine in Kiew versorgt die Gebliebenen über verschiedene Humanitäre Hilfsprojekte. AGEH-Fachkraft Dr. Monika Rosenbaum koordiniert und berät diese im Auftrag des Deutschen Caritasverband (DCV) und ist regelmäßig vor Ort. Die Journalistin Jutta Müller hat sie Ende Juni auf einer Reise nach Mariupol, in das umkämpfte Gebiet, begleitet.

Gegen 19 Uhr steigt Monika Rosenbaum in Kiew in den Nachtzug. Ihre Reise führt die Vertreterin des Deutschen Caritasverband (DCV) in der Ukraine diesmal nach Mariupol, eine Hafenstadt in der Ostukraine, am Asowschen Meer. Ein Teil der Stadt selbst befindet sich im umkämpften Gebiet, lag bereits mehrfach unter Beschuss. So wurde vor zwei Jahren der Caritasverband Mariupol gegründet. Diesen jungen Verband will Monika Rosenbaum besuchen.

Mit dem Nachtzug in die Ostukraine

Es ist heiß und stickig, der Zug ist voll. Monika Rosenbaum bezieht ein Zweierabteil, holt ihren Computer heraus. Trotz fehlender Privatsphäre wird sie auch die lange Anreise für Vorbereitungen nutzen und Absprachen treffen. Ihre Kollegen im Caritasverband Mariupol arbeiten vor allem in der Pufferzone, einem 15 Kilometer breiten Streifen entlang der Kontaktlinie. Dahinter beginnen die selbsternannten Republiken Donezk und Luhansk. Entlang dieser Linie gibt es fast täglich Beschüsse, die Menschen in der Pufferzone sind auf Hilfe dringend angewiesen. Der Zug rattert durch die Nacht in das unsichere Gebiet im Osten des Landes.

Am nächsten Morgen erreicht die Beraterin die Industriestadt Mariupol. In den Räumen der Caritas Mariupol finden bereits Beratungsgespräche mit bedürftigen Menschen



Monika Rosenbaum unterwegs mit dem Caritas-Projektkoordinator für die Pufferzone, Eugene Chako

statt. Angst, Krankheit und Armut sind die bestimmenden Themen. Und immer wieder die Frage: Wie soll es weiter gehen in Zeiten von Krieg und Gewalt?

Monika Rosenbaum erkundigt sich bei ihren Kollegen nach der derzeitigen Sicherheitslage. Kann sie selbst mit dem mobilen Einsatzteam in die Pufferzone reisen, um Bedürftige zu besuchen? Der Sicherheitsbeauftragte Maksym Skrypala ist im ständigen Austausch mit Militärexperten und anderen NGOs. Erst kurz vor der Abreise gibt er sein „Go“ für die Fahrt in das unsichere Gebiet.

Arbeiten in der Pufferzone

Am nächsten Morgen steuert das Team den Ostteil Mariupols an. Mit dabei der Projektleiter, ein Arzt und eine Sozialarbeiterin. Vor einem großen Häuserblock hält das Team an. Hier lebt Vera Veshnikovskaya, eine alte gehbehinderte Dame. Sie kann sich kaum auf den Beinen halten, als sie die Tür öffnet. Aus ihr sprudelt es nur so heraus, während sie aufgewühlt von ihren Erinnerungen an Einschläge unmittelbar neben ihrem Wohnblock berichtet. Vera Veshnikovskaya ist traumatisiert, denn auch ihre Krankenschwester kam bei dem Beschuss ums Leben. „Wenn ich Angst vor Granaten habe, verstecke ich mich unter meinen Kissen“, erzählt sie. Dabei sei es am besten, wenn sie sich in die Badewanne lege und mit Kissen zudecke. So schütze sie sich vor herunterfallenden Gebäudeteilen und hätte die größten Überlebenschancen. Monika Rosenbaum spricht russisch und ukrainisch. Sie hört aufmerksam zu und merkt, wie wichtig es für die alte Dame ist, über ihre Erlebnisse zu sprechen. Der Beraterin wird schnell klar: Vera ist auf medizinische Versorgung angewiesen und benötigt eine Hilfe im Alltag, zum Beispiel für den Einkauf. Denn Frau Veshnikovskaya kann keine Treppen steigen, ihre Wohnung im 5. Stock kann sie nicht mehr selbstständig verlassen.

Lebensmittelpakete und medizinische Versorgung

Monika Rosenbaum reist mit dem Team weiter, durch ukrainische Kontrollposten, in die Pufferzone. Der kleine Ort Talakovka ist ihr nächstes Ziel. Da die Lage heute verhältnismäßig ruhig ist, muss das Team keine schusssicheren Westen und Helme tragen. Im Dorf besuchen sie Maria und Anatolij Golovko. Das alte Ehepaar erzählt, dass es täglich Schüsse hört und darunter leidet. Ihr Haus wollen beide dennoch nicht verlassen, schließlich haben sie zeitlebens hier gewohnt. Auch, wenn die Kinder mit den Enkeln längst weggezogen sind. „Wohin sollten wir auch gehen?“, fragen sie Monika Rosenbaum. Eine Mietwohnung könnten sie sich ohnehin nicht leisten, zwangsläufig nehmen sie die unsichere Lage auf vermintem Gebiet in Kauf. Dieses Schicksal teilen sie mit all den Menschen, die in der Konfliktregion bleiben, weiß die DCV-Vertreterin Rosenbaum. Lebensmittelpakete und medizinische Versorgung sind dringend erforderlich.

Absprachen zwischen Caritas Ukraine und Deutschland

Monika Rosenbaum betreut derzeit vier Projekte, die finanzielle Unterstützung aus Deutschland erhalten. Sie hält Kontakt zur Botschaft, zum Auswärtigen Amt (AA) und zum Bundesministerium für Entwicklungszusammenarbeit (BMZ). Außerdem bereitet sie deren Projektbesuche vor. Sie weiß: Projekte erfordern ein hohes Maß an Absprachen,



Maria und Anatolij Golovko wohnen noch im eigenen Haus in Talakovka. Eine Mietwohnung woanders können sie sich nicht leisten

technischen Anschaffungen, wie zum Beispiel Lieferwagen und Sicherheitsausrüstung, und ein akribisches Berichtswesen. Auch die Partner vor Ort müssen wissen, welche Anforderungen an das Projekt gestellt werden. Deshalb sind Rosenbaums Einsätze und Gespräche vor Ort von großer Bedeutung. „Wenn ich bei den Kollegen bin und einen unmittelbaren Eindruck der Situation gewinne, kann ich besser zwischen Vorgaben aus Deutschland und den von der Caritas festgestellten Bedarfen vermitteln“, sagt die Beraterin.

Sie koordiniert humanitäre Projekte an den Standorten Mariupol, Kramatorsk, Zaporizhzhia, Charkiw und Dnipro. Vermittelt immer wieder zwischen den Partnern: Welche Bedarfe hat die Caritas Ukraine, welche Hilfe kann Deutschland leisten? Es geht um humanitäre Unterstützung, um Lebensmittelpakete, medizinische und psychosoziale Hilfe und um Geldzuweisungen für die Existenzsicherung der Menschen im Osten des Landes.

Dr. Rosenbaum betreut auch die Projekte zum Aufbau von Sozialzentren, erst in Dnipro, seit Juni 2017 auch in drei frontnahen Städten und in Kiew. Dort werden sogenannte Hauptumschlagbasen (HUBs) gebildet, das sind zentrale Knotenpunkte, um Angebote unter einem Dach zu vereinen: Krisen- und Sozialberatung, Selbsthilfegruppen und sogenannte „Capacity HUBs“ in denen geklärt wird: Wie kann die Bevölkerung ihre Interessen politisch vertreten? Wie ein politisches Gremium einbinden? Wie am besten mit Gesetzen umgehen?

Perspektiven fördern

Die Nähe zur praktischen Arbeit im Konfliktgebiet ist für Monika Rosenbaum von großer Bedeutung. Bei Bedürftigen selbst nachzufragen, wie es ist als Flüchtling in einer neuen Stadt zu leben. Von Caritas-Kollegen zu hören, welche Weiterbildung sie selbst für ihre Arbeit brauchen. Nach ihrer Rückreise aus der Pufferzone versucht Monika Rosenbaum zwischen Caritas Deutschland und Caritas Ukraine zu klären: Kann das jeweilige Projekt auch tatsächlich leisten, was die Menschen in der Kriegsregion brauchen? Welche weiteren Absprachen in Kiew sind zu treffen?

Es ist eine große humanitäre Herausforderung in Zeiten von Krieg, Gewalt und Zerstörung. Die Menschen benötigen weiter dringend Hilfe, denn ein Ende der Kämpfe in der Ostukraine ist nicht in Sicht. Zugleich geht die Caritas neue Wege, fördert Selbsthilfe und aktive Gemeinschaften. Zusammen mit den Partnern im Ausland geht es um eine Perspektive für die Menschen dort.

Wo früher Stille und Raum für Besinnung war, leben nun tausende Vertriebene.



Die Kirche ist zur Stelle

Tausende suchen nach Kämpfen Schutz

Text und Fotos: Sebastian Kämpf

Im Südsudan herrscht Bürgerkrieg. Skrupellos schüren machtgierige Politiker die bestehenden Spannungen unter den größten ethnischen Gruppen und sorgen so für andauernde blutige Konflikte. Mittlerweile sind fast vier Millionen Südsudanesen zu Vertriebenen geworden; die Hälfte davon befindet sich auf der Flucht im eigenen Land. Im Bistum Wau suchten die Menschen nach Kämpfen Zuflucht in den Einrichtungen der katholischen Kirche, berichtet AGEH-Fachkraft Sebastian Kämpf. So entwickeln sich um die Gemeindezentren Flüchtlingslager, die die Kirche managen muss.

Zum Autor:

Der Autor Sebastian Kämpf ist integrierte AGEH-Fachkraft im Entwicklungsbüro der Diözese Wau im Südsudan. Seine Mitarbeit wird von Misereor finanziert.

In der Nacht vom 24. auf den 25. Juni 2016 erlebte die Stadt Wau im Nordwesten des Südsudan ihre wohl dunkelsten Stunden: Einige Soldaten der Regierungsarmee, die fast alle zum dominierenden Stamm der Dinka gehören und monatelang kein Gehalt erhalten hatten, waren von Rebellen angegriffen worden. In dieser Nacht fingen daraufhin viele von ihnen an, grausam Rache an den in der Stadt ansässigen Angehörigen der kleineren Stämme zu nehmen. Es kam zu Plünderungen und ethnisch motivierten Tötungen. Die Soldaten brannten eine Vielzahl von Häusern vermuteter Sympathisanten der Rebellen nieder.

Eskalierende Gewalt

Die Situation eskalierte in den südlichen Stadtteilen vollständig, als einzelne Rebellen vom Umland in die Stadt eindrangen, um ihre dort lebenden Angehörigen zu schützen. Bei den Schusswechseln zwischen den beiden verfeindeten Lagern verloren hunderte Zivilisten ihr Leben. In dieser Nacht und an dem folgenden Tag wurden 120.000 der etwa 300.000 Einwohner der Stadt vertrieben; rund die Hälfte davon floh aufs Land in die von Rebellen kontrollierten Gebiete. Dort harren viele bis heute unter extremen Bedingungen aus. Etwa 60.000 Menschen suchten Schutz im Camp der Vereinten Nationen oder in den vier zentral gelegenen katholischen Gemeindezentren.

Die immer wieder aufflackernde Gewalt sorgte dafür, dass viele Menschen ihr Vertrauen in die staatlichen Autoritäten verloren haben. Sie weigern sich, in ihre Häuser zurückzukehren und können gleichzeitig wegen der unsicheren Lage nicht zu ihren stadtauswärts gelegenen Feldern gelangen. Der Krieg und der extrem niedrige Ölpreis auf dem Weltmarkt haben die Wirtschaft des Landes in den Ruin gestürzt. Die einheimische Währung büßte innerhalb der letzten zwei Jahre fast ihre gesamte Kaufkraft ein, so dass sich kaum jemand Nahrungsmittel auf den Märkten leisten kann.



Drohende Hungersnot

Es droht eine Hungersnot, denn aus Sicherheitsgründen hat auch das Welternährungsprogramm seine – ohnehin unzureichende – Nahrungsmittelhilfe derzeit eingestellt. Ein rasches Ende des Krieges und eine wirtschaftliche Erholung sind nicht in Sicht; viele Menschen sind verängstigt und traumatisiert. Wer es sich leisten kann, der geht – nur um meist ein ähnlich perspektivloses Leben in einem der überfüllten Flüchtlingslager in den Nachbarländern wie Sudan oder Uganda zu führen.

Es ist kein Zufall, dass sich viele tausend Vertriebene ausgerechnet in die Obhut der Katholischen Kirche begeben haben, trotz ihrer schwach entwickelten institutionellen Strukturen. Zusammen mit ihren Familien ist die Kirche für viele Menschen im Nordwesten des Südsudan der Mittelpunkt ihres Lebens. Sie gibt ihnen in Zeiten der Not Halt, Hoffnung und Orientierung. Viele der Geflohenen siedeln deshalb wie selbstverständlich in einem der vier großen Gemeindezentren der Stadt. Dies ist ihre Kirche – und wenn es so sein soll, werden sie hier auch sterben. Davon zeugt das bewegende Beispiel einer Mutter, die nach dem Abflauen der heftigsten Kämpfe ihr getötetes Kind viele Kilometer weit auf dem Arm durch die Stadt bis zum zentralen Kirchengelände trug, um es hier und nirgendwo sonst begraben zu lassen.

Das Miteinander betonen

Trotz allen materiellen Mangels: Kirchliche Akteure waren sofort zur Stelle, als es darum ging, den geflohenen Menschen, nicht nur den Katholiken, unbürokratisch zu helfen. Sie verteilten verfügbare Nahrungsmittel rasch. Lokale Priester und Ordensleute nahmen, genau wie die zentral gelegenen kirchlichen Schulen, tausende Flüchtlinge in ihren Räumlichkeiten auf und leisteten seelischen Beistand. Im Gesundheitswesen tätige Schwestern errichteten ein Notlazarett, um die vielen Opfer mit Brand- und Schussverletzungen zu betreuen, denn die staatlichen Gesundheitseinrichtungen waren aufgrund der Kämpfe tagelang nicht geöffnet.



Die Freiwilligen der St. Mark's Initiative kochen täglich für etwa 100 alleinstehende behinderte Menschen.

Von besonderer Bedeutung für ein zukünftiges friedlicheres Miteinander der verschiedenen Stämme war und ist es, als Kirche auch den indirekten Konfliktopfern auf der anderen Seite der Stadt zu helfen, denn Plünderungen und die extreme Verteuerung von Nahrungsmitteln betreffen alle Menschen in Wau. Deshalb sind die Nothilfeprojekte der Diözese in der Regel immer so gestaltet, dass sie besonders Bedürftigen beider Seiten zugutekommen und das Miteinander betonen.

Beratung und Vermittlung von Kontakten

Ich arbeite als integrierte AGEH-Fachkraft mit einem einheimischen Nothilfe Koordinator für das Entwicklungsbüro der Diözese. Meine Mitarbeit wird von Misereor finanziert. Gemeinsam steuern wir die nötigen Hilfsmaßnahmen.

Internationale Akteure traten erst mit einiger Verzögerung auf den Plan. Dann aber leisteten sie mit ihren größeren finanziellen und technischen Möglichkeiten einen wichtigen Beitrag, dass innerhalb der Gemeindezentren neue Brunnen und Latrinen angelegt und Plastikplanen, Moskitonetze, Seife und andere für das Überleben wichtige Utensilien inmitten der Regenzeit verteilt werden konnten. Das tun sie bis heute.

Mir fällt neben der beratenden Unterstützung der langfristig angelegten Entwicklungsprojekte in dieser anhaltenden Notsituation die wichtige Rolle zu, Kontakte zu ausländischen Geldgebern – zum Beispiel Hilfswerken – zu vermitteln. Ich helfe dabei mit, nach außen zu kommunizieren, welche konkrete Hilfe benötigt wird.

Eine solche Krise kann, allem Leid zum Trotz, zu einer echten Chance für die Diözese werden. Wenn sie es schafft, unter großem Handlungsdruck leistungsfähigere eigene Strukturen zu schaffen, die ihr auch für die mittel- und langfristige Entwicklung nutzen.



Es leben fast nur Frauen und Kinder im Camp – die Männer haben sich den Rebellen angeschlossen oder mussten fliehen.



Verstehen ohne zu werten

Wie Erfahrungen aus dem Entwicklungsdienst die Arbeit mit Geflüchteten in Deutschland beeinflussen können

Text: Carmen Molitor, Fotos: LRA Starnberg/Christian Kröck

Bei Einsätzen als ZFD-Juniorfachkraft der AGEH und für Brot für die Welt in Kolumbien hat Katharina Trägler Erfahrungen in der Arbeit mit Geflüchteten gesammelt. Heute arbeitet die 34-Jährige in der Asyl-Sozialberatung für das Landratsamt Starnberg. Wie kann sie ihre Erfahrungen aus der Entwicklungszusammenarbeit dabei nutzen?

Sie waren zwei Mal für mehrere Jahre in der Entwicklungszusammenarbeit in Kolumbien im Einsatz. Ihre beiden Kinder sind dort geboren. Was zieht Sie in das Land?

Katharina Trägler: Ursprünglich war es mein Wunsch, meine anderen Wurzeln dort kennenzulernen. Ich habe eine kolumbianische Mutter und einen deutschen Vater und sprach schon von Kindesbeinen an Spanisch und Deutsch. In Kolumbien war ich häufiger, aber jeweils nur für maximal zwei Monate. Das Land und seine Kultur habe ich erstmals intensiver kennengelernt, als ich meine Diplomarbeit dort schrieb. Das hat mir so viel Spaß gemacht und mich so bereichert, dass ich tiefer gehen und mehr darüber erfahren wollte.

2009 bis 2011 waren Sie als ZFD-Juniorfachkraft der AGEH in Bogotá bei der kolumbianischen Organisation PODION und haben an einem landesweiten Netzwerk für Demokratie gearbeitet. Von 2012 bis 2016 waren Sie für Brot für die Welt tätig. Inwiefern haben Sie dabei mit Geflüchteten zu tun gehabt?

Katharina Trägler: Bei dem ersten Einsatz nur am Rande, bei dem zweiten Einsatz dafür sehr viel. Da war meine Hauptaufgabe die Koordination eines nationalen runden Tisches für Opfer des bewaffneten Konflikts und der bestand zu 80 Prozent aus Binnenflüchtlingen. Diesen Tisch habe ich begleitet und koordiniert. Es ging darum, zu beobachten, wie ein neues Opferentschädigungsgesetz sich auswirkt. Wir haben viel Monitoring und Lobbying gemacht und immer wieder daran gearbeitet, die Stimme der Opfer so zu organisieren, dass sie ihre Verbesserungsvorschläge zu dem Gesetz einbringen konnten.

Schlimme Erfahrungen der Geflüchteten treffen auf eine relativ ungerührte Verwaltung: War das das Muster?

Katharina Trägler: Ja, es gab diesen Zwiespalt. Die Binnenflüchtlinge hatten das Bedürfnis, ihre unglaublichen Schicksale jemandem mitzuteilen. Sie wollten nicht nur als Opfer, sondern als Person mit ihrer individuellen Geschichte wahrgenommen werden und nicht einfach noch einer sein, der vertrieben worden war. Gleichzeitig waren die Behörden bereits so voll mit diesen Geschichten und nicht mehr aufnahmefähig für noch mehr Leid und Gewalt. Für die Behörden war es Priorität, sachliche und gesetzliche Inhalte zu klären. Parallelen finden sich auch in der aktuellen

„Mir nutzt die gelernte interkulturelle Offenheit, das ist das Wichtigste.“

Situation.

Inwiefern?

Katharina Trägler: Viele Geflüchtete fühlen sich in ihrer Komplexität nicht wahrgenommen und haben das Gefühl nur eine Nummer zu sein. Die Herausforderung ist es, sie als Person mit Ressourcen und Stärken wahrzunehmen. Heute, in der Asyl-Sozialberatung darf ich diese menschliche Seite stärker wahrnehmen und fördern. In Kolumbien hatte ich überwiegend einen politischen Lobbying-Auftrag.

Was genau sind heute Ihre Aufgaben?

Katharina Trägler: Das Landratsamt hat Wohnungen für Geflüchtete angemietet. Um diese dezentral untergebrachten Flüchtlinge kümmern wir uns in der Asyl-Sozialberatung. Es sind zurzeit überwiegend Menschen aus Afghanistan und Syrien. Wir helfen ihnen beispielsweise beim Ausfüllen von Formularen für Jobcenter, Agentur für Arbeit oder für das Kindergeld. Wir unterstützen sie dabei, passende Sprachkurse und Bildungsangebote zu finden und begleiten sie in ihren Ausbildungs- und Arbeitsverhältnissen. Außerdem schlichten wir Konflikte und versuchen, bei interkulturellen Schwierigkeiten zu vermitteln.

Wie können Sie Ihre Erfahrungen aus Kolumbien in Ihre Arbeit hier einbringen?

Katharina Trägler: Mir nutzt die gelernte interkulturelle Offenheit, das ist das Wichtigste. Außerdem sind viele zentrale Probleme in Kolumbien denen in anderen Fluchtländern ähnlich: Landgrabbing, der Kampf um natürliche Ressourcen, etc. Für mich ist der Hauptgewinn von einem Einsatz als Fachkraft, diese komplexen Zusammenhänge in unserer Welt besser zu verstehen. Beispielsweise, wie sehr wir als Europa in den Problemen von Lateinamerika, Afrika oder anderswo drinstecken. Die Geflüchteten merken schnell, dass ich diese Komplexität gut verstehe.

Wie wirkt es sich im Berufsalltag aus, dass Sie interkulturelle Offenheit verinnerlicht haben?

Katharina Trägler: Wir machen zum Beispiel interkulturelle Workshops für die Geflüchteten. Das Mandat war ursprünglich, das Augenmerk auf die Vermittlung der deutschen Werte zu legen. Ich konnte erreichen, dass das aufgehoben wurde und es inzwischen ein interkultureller Workshop im klassischen Sinne ist, bei dem wir versuchen, Andersartigkeit zu verstehen und aufhören, sie zu werten.

Die Haltung in den Workshops ist nun: Wir lernen auch von euch, nicht nur ihr von uns. Die Kurse kommen sehr gut an, wir lachen viel und können viele Missverständnisse aufklären. Wir haben jetzt auch andere Kollegen aus der Behörde animiert, daran teilzunehmen, um diese nichtbehördlichen, zwischenmenschlichen Momente zu erleben.

Was ist für Sie die größte Herausforderung bei der Arbeit heute?

Katharina Trägler: Die politischen Rahmenbedingungen, weil man da als Behörde an Grenzen stößt. Ich sehe so viele junge, engagierte und bemühte Asylbewerber, die alle Ablehnungsbescheide erhalten, weil sie keinen „richtigen“ Asylgrund haben oder, weil sie den nicht richtig überbracht haben. Da nützt es ihnen nichts, dass sie gut Deutsch sprechen, sich integrieren und eine Arbeitsstelle haben könnten. Was soll ich denen dazu sagen? Das ist ganz schwierig. Es fehlt ein Einwanderungsgesetz.

Gibt es auch Enttäuschungen im Umgang mit den Geflüchteten?

Katharina Trägler: Anfangs ja. Vor allem vor einem Jahr, als sehr viele Geflüchtete gleichzeitig kamen, gab es teilweise eine sehr einfordernde Haltung und man hat manchmal aggressiv versucht, das Maximum für sich herauszuholen. Ich war darüber enttäuscht und musste erst verstehen, woher diese Haltung rührt. Das Problem hat sich gelegt. Ich habe zu allen, die ich betreue, ein sehr gutes Verhältnis.

Was motiviert sie?

Katharina Trägler: Diversity zu leben. Es ist total schön, dass ich in meinem Beruf dafür bezahlt werde, so viel über andere Kulturen zu lernen. Wir haben auch ein tolles Team, das mit der Herausforderung mitwächst. Es ist nicht immer alles leicht, aber wir passen uns den Anforderungen an und merken dann irgendwann: Hier müssen wir ein Angebot entwickeln und etwas Neues bieten.



Blinde Flecke beleuchten

Über macht- und rassismuskritische Bildungsarbeit in internationalen Freiwilligendiensten

Text: Marcel Schneider, Fotos: AGEH

„Du Rassist!“ – diesen Vorwurf weist man am liebsten weit von sich. Vor allem, wenn man in der Entwicklungszusammenarbeit tätig ist. Doch wieviel Rassismus steckt unbewusst in uns? Das zu erkennen, helfen spezielle Critical-Whiteness-Trainings.

Wer jemanden als Rassisten beschimpft, hat oft auch die Vorstellung, dass dieser einer rechtsextremen politischen Gesinnung anhängt – also eine spezielle Ideologie vertritt. Der machtkritischen Bildungsarbeit liegt dagegen ein anderes Verständnis von Rassismus zugrunde: Sie geht davon aus, dass wir in einem (nationalen und) globalen System rassistischer Diskriminierung leben und alle Menschen von einem strukturellen Rassismus betroffen sind. „Wir werden zu Rassist/-innen erzogen“, erklärt Jane Elliott, die Begründerin des antirassistischen Blue Eyed Trainings (1968) sinngemäß. Aus dieser Perspektive legen bereits Kinderspiele und -bücher wesentliche Grundsteine dafür, dass gesellschaftliche Konstruktionen vom Weiß-Sein zur Norm der Überlegenheit werden. Schwarz-Sein wird dagegen mit Attributen wie dumm, unterentwickelt oder exotisch verbunden. Diese Erziehung setzt sich in der Schule fort, beispielsweise im schlichten Weglassen sehr vieler Aspekte deutscher kolonialer Vergangenheit.

Unbewusste Privilegien

„Weiß“, beziehungsweise „schwarz“, bezeichnet in diesem Sinne übrigens nicht ausschließlich eine Hautfarbe, sondern eine soziopolitische Lebenswirklichkeit.* Das eigene Weiß-Sein und die damit untrennbar verbundenen Privilegien bleiben durch die genannte Prägung meist gänzlich unbewusst. Ein sehr schwieriger Umstand für partnerschaftliche Zusammenarbeit mit Organisationen im globalen Süden. Hier setzt die machtkritische Bildungsarbeit mit Critical-Whiteness-Trainings an. Sie versucht, in der Kombination von biografischer Reflektion, Wissensver-



Trainer Lawrence Oduro Sarpong konfrontiert die Seminarteilnehmer/-innen mit ihren unbewussten Vorurteilen.

mittlung und Auseinandersetzung mit der eigenen Haltung blinde Flecken des eigenen Weiß-Seins bewusst zu machen. Damit wird eine zentrale Grundlage für die Zusammenarbeit zwischen Schwarz und Weiß geschaffen, ohne die der Anspruch, „auf Augenhöhe“ miteinander zu arbeiten, zwangsläufig eine Worthülse bleibt.

Ein solches Training hat der *fid* Qualitätsverbund international^{QM} Ende Mai zusammen mit Trainer Lawrence Oduro Sarpong in Köln angeboten. Der Kurs wurde von den Mitgliedern im Qualitätsverbund, den Entsendeorganisationen von internationalen Freiwilligendiensten sehr gut angenommen. Seit gut zehn Jahren dringt die rassismuskritische Bildungsarbeit in Deutschland zunehmend in die Szene der internationalen Freiwilligendienste vor. Es bestand der Eindruck, dass wir im katholischen Feld bisher nicht zu den Vorreitern gehörten. So war es sehr spannend, in der Fortbildung zu sehen, dass sich einige Träger schon seit Jahren des Themas angenommen haben. Trotzdem gibt es in der Trägerszene auch viele Widerstände gegen den Ansatz.

Gesünderer Umgang mit machtkritischen Fragen

In einer Rezension zur Broschüre „Wer anderen einen Brunnen gräbt“ schrieb der Redakteur Christian Stock im *iz3w*-Magazin 2013 von einem gesellschaftlichen Suchprozess in puncto rassismuskritische Bildungsarbeit, der in Deutschland noch am Beginn stehe und notwendigerweise übertriebene Positionen hervorbringe. Zwischentöne seien in diesem Prozess vorerst verpönt und die Polarisierung werde zum Teil ins Extrem getrieben, analysierte Stock.

In der Auseinandersetzung mit den teilweise sehr ideologischen Positionen liegt jedoch die Chance, diese Suchbewegung voran zu bringen. Auf diesem Weg können wir einen gesünderen Umgang mit machtkritischen Fragen in unserer Haltung, in unseren Arbeitsfeldern und in der Gesellschaft finden. Dazu gehören Formen der internationalen Zusammenarbeit. Wir hoffen mit unserem Fortbildungsangebot einen Beitrag dazu zu leisten.

*Die Adjektive „schwarz“ und „weiß“ werden daher in der Fachliteratur zum Thema bewusst groß geschrieben und hier in Anführungszeichen gesetzt.



Marcel Schneider, Autor des Beitrags und Koordinator des fid-Qualitätsverbund international^{QM} (rechts), im Gespräch mit einem Seminarteilnehmer.



Rassismuskritisches Training für Mitarbeitende bei Entsendeorganisationen für internationale Freiwilligendienste.



„Sich der verinnerlichten Dominanz bewusst sein“

Claudia Debes, Leiterin der Fachstelle internationale Freiwilligendienste in der Erzdiözese Freiburg, war eine der Teilnehmerinnen des „Critical-Whiteness-Trainings“ der fid. Sie hat als Freiwilligenkoordinatorin der Bistumspartnerschaft in Peru gearbeitet.

Warum haben Sie an dem Training „Bewusst Weiß-Sein“ teilgenommen?

Debes: Um mehr Klarheit und Sicherheit zu bekommen und mich mit anderen auszutauschen. Bei internationalen Freiwilligendiensten bewegen wir uns ja in postkolonialen und rassistischen Strukturen. Außerdem hat mich motiviert, dass es einen „schwarzen“ Referenten gab.

Wo sehen Sie wichtige Verbindungslinien des Ansatzes „kritisches Weiß-Sein“ zu Ihrer Arbeit?

Debes: Der Ansatz beschäftigt uns im Süd-Nord-Programm und in der Personalauswahl der Mitarbeitenden der Fachstelle - dort auch in der Zusammenarbeit mit verschiedenen PartnerInnen, bei der wir im Rahmen unserer Möglichkeiten versuchen, ungerechte Machtstrukturen abzubauen.

Unsere Arbeit auf den Freiwilligenseminaren hat ebenfalls machtkritische Bildungsansätze. Bei ihrer Ausreise sollen sich die Freiwilligen ihrer verinnerlichteten Dominanz bewusst sein und entsprechend sensibel mit den Menschen in den Gastländern umgehen.

Wo verfolgen Sie schon einen rassismuskritischen Ansatz in Ihrer Trägerorganisation?

Debes: Seit 2016 unterziehen wir unser Süd-Nord-Programm „VAMOS!“, das wir in Zusammenarbeit mit dem Ehemaligenverein Color Esperanza e.V. anbieten, einer rassismuskritischen Prozessbegleitung. Gemeinsam mit externen Referent/-innen von global e.V. schauen wir kritisch auf die Machtstrukturen, die in unserem Programm bestehen und haben den Anspruch, es für alle Beteiligten zu einem gemeinsam getragenen Projekt zu machen.

Wir haben bereits viel Zeit darin investiert, unsere Strukturen und Systeme zu analysieren und zu hinterfragen, wie sie entstanden sind. Mittlerweile sind wir dabei, Schritte zu mehr Gleichberechtigung und Beteiligung aller zu gehen und Veränderungen zu implementieren.

Was wollen Sie nach dem Training neu angehen?

Debes: Ab 2018 werden wir Freiwillige nach Südafrika entsenden. Wir wollen die Chance nutzen, dieses ganz neue Programm macht- und rassismuskritisch aufzubauen und werden das durch einen „schwarzen“ Berater begleiten lassen.



Vom Entwicklungsdienst zum Weltdienst

Neues Programm für Entwicklungshelfer/-innen aus dem Süden

Text: Katharina Engels, Foto: privat

In Deutschland als Entwicklungshelfer/-in arbeiten? Die AGEH macht das jetzt möglich mit dem neuen Programm „Weltdienst“. Für zwei bis drei Jahre können Fachkräfte aus dem Süden künftig in deutschen kirchlichen oder gemeinnützigen Nichtregierungsorganisationen mitarbeiten. Ein Pilotprojekt mit insgesamt fünf Stellen steht kurz vor dem Start. Wie es genau funktioniert, wer davon profitieren soll und welchen Service die AGEH dabei übernimmt, darüber sprachen wir mit Michael Detscher, der das Programm mitentwickelt hat.

Was ist eigentlich das Neue am Programm Weltdienst?

Michael Detscher: Die AGEH hat jetzt die Möglichkeit, vorerst in einem begrenzten Umfang, Fachleute aus dem Süden für zwei bis drei Jahre in kirchliche oder gemeinnützige Organisationen hier in Deutschland zu vermitteln. Das gab es in dieser Form bisher noch nicht.

Warum haben Sie das Angebot entwickelt?

Michael Detscher: Die Idee von der nachholenden Entwicklung des Südens ist in vielen Bereichen obsolet geworden. Wir sind heute mit Problemstellungen konfrontiert, bei deren Bearbeitung der Norden dem Süden nichts voraus hat: Z.B. das weltweite Auseinanderdriften von Arm und Reich, die Beschneidung der Entscheidungs- und Mitwirkungsmöglichkeiten großer Bevölkerungsteile an der gesellschaftlichen Entwicklung oder die Konfrontation mit dem Klimawandel und dem rasanten Artensterben. Zukünftig werden wir an diesen Themen in einer neuen Form gemeinsam arbeiten müssen. Die Auftraggeber der AGEH hier im Norden möchten dabei die Sichten aus dem Süden stärker mit einbeziehen. Darauf reagieren wir mit dem neuen Personalprogramm.

Wie profitieren die einzelnen Beteiligten von dieser Form der Zusammenarbeit?

Michael Detscher: Zunächst haben ganz sicher die Weltdienstleistenden aus dem Süden selbst etwas davon. Im gesamten Berufsleben lernt man nie so viel, wie wenn man eine Zeit lang in einem anderen kulturellen Umfeld lebt und arbeitet. Darüber hinaus

gewinnen sie einen internationalen Blick und können ein internationales Netzwerk aufbauen.

Die gastgebenden Organisationen in Deutschland gewinnen hoffentlich einen anderen Blick auf die Fragen, die sie lösen möchten in den Projekten. Sie bekommen neue Anregungen für die Form der Zusammenarbeit und einen direkteren Einblick in die Perspektive des Südens. Es kann dafür schon hilfreich sein, wenn jemand von dort kommt und relevante Fragen einbringt.

Und nicht zuletzt gewinnen auch die Organisationen und Netzwerke, aus denen die Weltdienstleistenden jeweils kommen. Denn dahin gehen sie ja wieder zurück und bringen das in Deutschland inhaltlich fachlich Gelernte mit und die neu gewonnenen Kontakte. Das ist für uns ein ganz wesentlicher Aspekt an dem Programm.

Das gemeinsame Lernen an einer Thematik sehen unsere Auftraggeber als wesentlichen Nutzen im Programm Weltdienst.

Neu ist also auch, dass die AGEH genauer hinschaut, woher kommen die Personen, die vermittelt werden und wohin gehen sie wieder zurück?

Michael Detscher: Richtig. Und ein weiterer Aspekt wird uns in den Gesprächen mit deutschen Auftraggebern immer deutlicher. Sie erhoffen sich, dass das Arbeiten an einem gemeinsamen Thema sie näher mit ihren Partnern zusammenbringt. Das heißt, unsere Auftraggeber sehen das gemeinsame Lernen an einer Thematik, als wesentlichen Nutzen im Programm Weltdienst.

Was für Kooperationen sind denn in der anstehenden Pilotphase geplant? Können Sie da schon konkrete Beispiele nennen?

Michael Detscher: Es gibt verschiedene Diözesanpartnerschaften jeweils mit einer Diözese oder einer Bischofskonferenz im Süden, die ihre Zusammenarbeit verstärken möchten. Ein Auftraggeber möchte mit seinen Partnern das Thema Bürgerbeteiligung und gerechtes Steuersystem bearbeiten. Andere sagen, für uns und unsere Partner ist das Thema Schöpfungs- oder Klimagerechtigkeit derzeit aktuell und möchten gerne in beiden Ländern dazu aktiv werden.

Werden denn die Südpartner tatsächlich Mitarbeitende freistellen können, die sie nach der Dienstzeit wieder einstellen?

Michael Detscher: Wir wissen, dass die Akteure im Süden in der Regel mit Personal nicht großzügig umgehen können, es für einen Aufenthalt in Deutschland freistellen oder

gar eine Wiedereinstellung garantieren können. Aber wir hätten zumindest gerne personelle Empfehlungen und die grundlegende Bereitschaft, die hier in Deutschland gewonnenen Kompetenzen – in welcher Form auch immer – zu nutzen. Die Beratung der Beteiligten der AGEH geht in diese Richtung.

Wie wird die Personalauswahl und –Vorbereitung gestaltet?

Michael Detscher: Bei der Auswahl werden wir stark orientiert am Einzelfall arbeiten. Die für die jeweilige Stelle notwendige Grundqualifizierung, z.B. eine Ausbildung oder ein Studium, muss der oder die Weltdienstleistende mitbringen. Vorbereitende Sprachkurse können bereits in den Heimatländern, z.B. in Goetheinstituten oder durch Fernlerngänge, absolviert werden. Nach der Einreise in Deutschland ist geplant, dass die Weltdienstleistenden für mindestens zwei Monate in der AGEH leben und sich intensiv vorbereiten. Dazu gehören fachliche und sprachliche Angebote. Auch Lebenspraktisches wird dabei sein, z.B. wie miete ich eine Wohnung, wo kaufe ich was ein, wie funktioniert öffentlicher Nahverkehr oder wie trenne ich den Müll. Während des Dienstes möchten wir Dienstgeber und Weltdienstleistende mit einem Mentoringsystem begleiten, damit die Zusammenarbeit gut läuft und die Beteiligten auch wirklich ihre Potenziale nutzen können.

Wie werden die Weltdienstleistenden sozial abgesichert?

Michael Detscher: Bei der Vermittlung von klassischen Entwicklungshelfer/-innen können wir auf das Entwicklungshelfer-Gesetz (EhFG) zurückgreifen. Das können wir bei der Vermittlung von Süd nach Nord nicht. Wir werden hier jeweils TVöD-Verträge abschließen. Damit sind die Weltdienstleistenden für ihre Dienstzeit sozialversicherungspflichtige Arbeitnehmer/-innen. Darüber hinaus gibt es eine Vielzahl von administrativen Vorgängen, angefangen von der Beantragung einer Arbeitsgenehmigung bis zur Rückzahlung der Eigenbeiträge in die Rentenversicherung, die geregelt werden müssen. Um all diese Dinge wird sich die AGEH kümmern.

Was erhoffen Sie sich konkret von dem Pilotprojekt?

Michael Detscher: Wir werden das Weltdienst-Programm mit einem Lernprojekt begleiten. Wir wollen sehen, wie funktioniert die Zusammenarbeit konkret? Was entsteht aus der Reibung zwischen deutscher Organisation und Fachkraft aus dem Süden und tritt das, was wir uns an positiven Effekten erhoffen, auch tatsächlich ein, nämlich: Originelle, exemplarische Beiträge zu den großen aktuellen Fragen.

1) Katrin Tal (in der Mitte im grünen T-Shirt) arbeitete sechs Jahre mit Kindern mit psychischen Problemen. In einer Auszeit kam die Diplompädagogin nach Tel Aviv, um einen Master in Krisen- und Traumastudien zu machen – und lernte ihren zukünftigen Mann Roei kennen, der gerade sein eigenes Architekturbüro eröffnet hat. Fünf Jahre ist diese Auszeit jetzt her, das Heilige Land ist längst zur zweiten Heimat geworden. Die Stelle im Pastoralzentrum „Our Lady of Valor“ in Süd-Tel Aviv, sagt die Schwarzwälderin, „kam zur rechten Zeit“. Hier arbeitet sie als Fachkraft im Zivilen Friedensdienst der AGEH in verschiedensten Bereichen mit Migranten und Flüchtlingen – eine Aufgabe, in die sie sich durch ihre eigene Geschichte des Lebens in der Fremde gut hineinfühlen kann.



2) Die Sprache ist eine der grössten Herausforderungen – für das Team ebenso wie für viele der hilfesuchenden Migranten. Mit ihren Hebräischkenntnissen ist Katrin Tal oft die Brücke zu Behörden, Ärzten, Krankenhäusern und Kooperationspartnern. Saba aus Eritrea, die mit ihrer Tochter in einem der Krankenzimmer des Pastoralzentrums unterkommen konnte, ist dankbar für diese Unterstützung.



3) Auch die Jugendarbeit findet auf Hebräisch statt – der ersten Sprache der Migrantenkinder, die in einem hebräischsprachigen Umfeld sozialisiert sind. Jeden Sonntag und jeden Mittwoch treffen sich die Kinder und Jugendlichen der Nachbarschaft zum „Jugendclub“. Das Programm gestalten die Besucher selber, der Gestaltungsspielraum, den Katrin Tal den Jugendlichen lässt, ist gross: „Sie sollen im kleinen lernen, Verantwortung übernehmen“, sagt sie. Bei der Vielfalt an Herkunftsländern und –kulturen ist ein Thema dabei immer aktuell: Wo sind meine Wurzeln? Wo stehe ich? Und wo möchte ich einmal hin?



„Heimat geht durch den Magen“

Als Migrantin Migranten unterstützen

Text: Andrea Krogmann, Fotos: Andrea Krogmann und Katrin Tal



4) Das Dilemma: Viele der Migrantenkinder sind als zweite Generation längst ein im Land beheimateter - und gleichzeitig oft übersehener - Teil der Gesellschaft. „Sie brauchen aber eine Begleitung in die hiesige Gesellschaft, denn wenn sich keiner um diese Jugendlichen kümmert, wird das zum Problem“, sagt Katrin Tal. Das Pastoralzentrum und seine zahlreichen Angebote wird da schon mal zum Ersatz für die Eltern, die sich selbst oft schwer tun, sich in der fremden Gesellschaft zurecht zu finden. Die Integration der Jugendlichen und ihre Anerkennung als wertgeschätzte Mitbürger ist darüber hinaus ein wichtiger Schritt für die friedliche Entwicklung der israelischen Gesellschaft.



5) Heimat geht auch bei den jugendlichen Migranten durch den Magen. „Es ist erstaunlich, welchen Raum bei uns das Thema Essen einnimmt“, sagt Katrin Tal. Fast immer gibt es im Jugendclub eine gemeinsame Mahlzeit. „Den Jugendlichen ist das sehr wichtig. Über das gemeinsame Kochen und Essen decken sie einen grossen emotionalen Bedarf ab.“

6) Die Migrantengemeinde wird von einem Team von Ordensleuten und Priestern betreut, die extra für diese Aufgabe nach Israel gekommen sind. Stossen sie mit ihrer geistlichen Begleitung an ihre Grenzen, steht Laienmitarbeiterin Katrin Tal ihnen mit professionellem Coaching zur Seite. „Ich muss viel Übersetzungsarbeit leisten“, sagt sie, „etwa, wenn die kulturellen Unterschiede in den Erziehungsmethoden zu gross sind oder die Vielfalt an Familienformen zur Herausforderung für die Ordensleute werden.“ Dass es eine Fachkraft von aussen gibt, die die Brücke in die verschiedenen Gesellschaften schlagen kann, hält die Diplompädagogin für „unheimlich relevant“ für den Erfolg des Pastoralzentrums.



7) Einen „normalen Arbeitstag“ zu beschreiben, fällt der Deutschen bei der Vielfalt an Aufgaben nicht leicht. Anders sieht es im Privatleben aus. Viel Zeit für ihre Hobbies bleibt der jungen Mutter nicht. Jetzt, wo Sohn Yarden in den Kindergarten geht, hofft sie aber, dass wieder „regelmässig eine Stunde Yoga“ drin liegt. Ansonsten geniesst die junge Familie ihre Freizeit an ihrem Wohnort Jaffa. Die bunte Mischung aus Cafés, Second-Hand-Läden und kleinen Boutiquen zusammen mit dem orientalischen Flair der alten Hafenstadt ist eine willkommene Abwechslung vom intensiven Arbeitsalltag.

Personalia



Bild: AGEH

Neue Referentin im ZFD-Team

Seit April ist Judith Grave Referentin im ZFD-Team der AGEH. Sie vertritt für zwei Jahre Stefan Willmutz während seiner Beurlaubung. Sie studierte Soziale Arbeit, Management und nachhaltige Entwicklungsarbeit und arbeitete seit 2011 auf unterschiedlichen Stellen im Bereich Bildungs-, Friedens- und Entwicklungszusammenarbeit. Zuletzt war sie als ZFD-Fachkraft der AGEH in Simbabwe im Bereich Friedens- und Medienarbeit tätig. Im ZFD-Team ist Judith Grave für die Länder Kenia, Uganda, Südsudan und Timor-Leste zuständig. Ab Oktober wird noch die Region Große Seen hinzukommen.



Bild: AGEH

Wechsel in der Kinderbetreuung für Fachkräfte

Monika Schulte (links), die zwölf Jahre lang für die Kinderbetreuung der Fachkräfte in Vorbereitung zuständig war, ist Anfang September in den Ruhestand gegangen. Wir danken ihr für die liebevolle Betreuung der Kinder und die stets verlässliche und unkomplizierte Organisation und Abstimmung mit den Familien in der Zeit der Vorbereitung und Rückkehr.

Ihre Nachfolgerin ist Doris Despineux (rechts). Die 54jährige staatlich anerkannte Erzieherin ist geprägt durch die Waldpädagogik und hat lange im Bereich der Reittherapie für Menschen mit Behinderungen gearbeitet. Wir freuen uns, dass die Kinder unserer Fachkräfte bei ihr in guten Händen sein werden.



Bild: DAHW

Trauer um Lepra Ärztin Ruth Pfau

(KNA) Ruth Pfau, international bekannte Lepra-Ärztin und katholische Ordensfrau ist tot. Sie starb am 10. August im Alter von 87 Jahren in Pakistan, wie die Deutsche Lepra- und Tuberkulosehilfe (DAHW) in Würzburg mitteilte. Das Hilfswerk arbeitete seit mehr als 50 Jahren eng mit Pfau zusammen. Seit 2007 war sie mit einem Entwicklungshelfer-Vertrag abgesichert. Sie lebte seit 1960 in Karachi und wurde nach ihrem Wunsch dort auch bestattet.

Der Ordensfrau war es in den vergangenen 55 Jahren gelungen, die Zahl der Lepra-Erkrankungen in Pakistan drastisch zu verringern. Mehr als 50.000 Menschen seien dort dank Ruth Pfau von Lepra geheilt worden, so die DAHW. Das habe ihr nicht nur den Titel „Mutter der Leprakranken“ eingetragen, 1979 sei sie auch zur Ehrenbürgerin und nationalen Beraterin für Leprafragen im Rang einer Staatssekretärin ernannt worden.

Ruth Pfau stammte aus Leipzig, kam nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs nach Westdeutschland und studierte Medizin. Mit 22 ließ sie sich evangelisch taufen, trat aber wenig später zum Katholizismus über. 1957 trat sie in den Orden der „Töchter vom Herzen Mariä“ ein und begann drei Jahre später als Ärztin ihr Wirken in den Elendsquartieren von Karachi.



Wir suchen

Berater (m/w) Fundraising

Lateinamerika

3244

Als Berater/in auf Zeit arbeiten Sie vom Home-Office in Deutschland aus. Neben regelmäßigen Aufenthalten in der Misereor Geschäftsstelle in Aachen, unternehmen Sie pro Jahr drei bis vier mehrwöchige Beratungsreisen zu Misereor-Partnern in Argentinien, Brasilien und Mexiko.

Ihre Aufgaben

Die Misereor-Partner in Lateinamerika leisten in vielen Projekten wichtige soziale und politische Arbeit. Als Berater/-in verbessern Sie die Diversifizierung der Finanzquellen der Partnerorganisationen, wodurch deren Arbeit langfristig gesichert werden kann.

Ihr Profil

weist ein Hochschulstudium und mindestens zwei Jahre Berufserfahrung in Fundraising und Öffentlichkeitsarbeit auf. Sie haben Beratungserfahrung in Lateinamerika und kommunizieren schriftlich und mündlich fließend auf Spanisch und /oder Portugiesisch. Sie sind EU-Bürger/-in oder Schweizer/-in und gehören einer christlichen Kirche an.

Fachkraft (m/w)

für Kommunikation, Öffentlichkeits- und Lobbyarbeit, Pointe Noire, Kongo (Brazzaville)

3211

Ihre Aufgaben

Sie erarbeiten ein Kommunikationskonzept für den Misereor Partner „Kommission Justice et Paix Pointe Noire“ und konzipieren Informationsträger für die Wissensvermittlung sowie für die Sensibilisierung und Mobilisierung der Öffentlichkeit. Mit Ihrem Team entwickeln Sie Kompetenzen zur Nutzung sozialer Medien, entwerfen Online- und Social Media-Strategien und setzen diese um. Der Wohn- und Arbeitsort Pointe Noire ist für Familien mit Kindern geeignet; Schulen und medizinische Einrichtungen stehen zur Verfügung.

Ihr Profil

Sie haben ein Hochschulstudium abgeschlossen und verfügen über mindestens zwei Jahre Berufserfahrung, die Sie in Afrika erworben haben. Sie haben sich intensiv mit Rohstofffragen, Korruptionsbekämpfung und Armutsbekämpfung beschäftigt und bringen Erfahrungen mit „Publish what you pay“-Kampagnen mit.

Sie kommunizieren schriftlich und mündlich fließend auf Französisch, sind EU-Bürger/-in oder Schweizer/-in und gehören einer christlichen Kirche an.

Haben wir Ihr Interesse geweckt? Nähere Informationen zum Bewerberprofil und weiteren Stellen finden Sie im Stellenmarkt unserer Homepage www.ageh.de.

Kontaktperson: **Jacqueline Kallmeyer** • E-Mail: jacqueline.kallmeyer@ageh.org
Telefon: **0221-8896-271**

AGEH-Mitgliederversammlung



Der Beitrag der Personellen Entwicklungszusammenarbeit zur Großen Transformation war der Themenschwerpunkt bei der AGEH-Mitgliederversammlung, die Anfang Juli stattfand, und im AGEH-Geschäftsbericht 2016, der anlässlich dessen vorgestellt wurde. Ohne eine vernetzte Zivilgesellschaft, die lokale und selbstverantwortete Lösungsan-

sätze fördert, werden die erforderlichen Transformationsprozesse nicht gelingen. Gerade in ökologischen und sozialen Fragen bedarf es des Engagements von Menschen, die einen Entwicklungs- oder Freiwilligendienst leisten.

Ergänzend dazu stellte die AGEH den Mitgliedern ihr neues Personalprogramm „Weltendienst“ vor. Im Rahmen eines Pilotprojekts bietet sie ihren deutschen und internationalen Partnern die Vermittlung von Fachkräften aus dem Süden in deutsche kirchliche und gemeinnützige Nichtregierungsorganisationen an. Weltdienstleistende arbeiten für zwei bis drei Jahre als integrierte Fachkräfte gemeinsam mit ihren Kolleginnen und Kollegen in Deutschland an aktuellen gesellschaftlichen Fragestellungen. Die Grundfinanzierung des Programms erfolgt über die Katholische Zentralstelle für Entwicklungshilfe (KZE) aus Mitteln des BMZ.

In Uganda startet Workshopreihe für Mediatoren

Im Juli begann das „John Paul II Justice & Peace Center“ in Kampala mit einer ersten Veranstaltung einer ZFD-Weiterbildungsreihe für Mediatoren. Teilgenommen haben 22 Lehrerinnen und Lehrer aus verschiedenen Secondary Schools im Distrikt Masaka. ZFD-Fachkraft Petra Fürst mit Erfahrungen als Mediatorin, Kommunikationstrainerin und Coach war als Trainerin mit dabei.

„Wir haben viele Konflikte: Landkonflikte, Familienkonflikte, Konflikte zwischen Lehrern und Studenten und Konflikte unter Studenten. Nun, wo ich die Phasen der Mediation kennengelernt habe, kann ich besser unterstützen, Konflikte gewaltfrei zu lösen, anstatt ergebnislos zu diskutieren.“ So lautet das Resümee eines Lehrers nach der Auftaktveranstaltung.

Zwei Tage lang befassten sich die Teilnehmerinnen mit den Grundlagen sowie Theorie und Praxis von Mediation und Konfliktanalyse – dies vorrangig am Beispiel von Landkonflikten. Die Lehrer sollen damit in die Lage versetzt werden, mit Konflikten in ihrem Umfeld konstruktiv umzugehen und die Beteiligten dabei zu unterstützen, gangbare Lösungswege für alle zu finden. „Einen Konflikt in Form einer Mediation, also mithilfe

feiner einer strukturierten Vorgehensweise zu lösen, war für viele Teilnehmer/-innen eine neue Erfahrung“, berichtet Petra Fürst. „Auch ich habe gelernt, wie unterschiedlich das in verschiedenen Kulturen aussehen kann, und dass Prioritäten oftmals sehr verschieden gesetzt werden. Erst mit diesem Verständnis ist es für die Konfliktparteien möglich, zu verhandeln und eine langfristige für beide Parteien zufriedenstellende Lösung zu finden.“

Petra Fürst/Katharina Engels



Internationale Tagung von Personaldiensten in Lindau

Anfang April trafen sich in Lindau am Bodensee die Personaldienste Horizont 3000 (Österreich), Inter-Team (Schweiz) und Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe (AGEH) e. V. und Vertreter/-innen ihrer Partnerorganisationen im Süden zu einer internationalen Tagung. In Vorträgen und Workshops diskutierten sie darüber, wie Fachkräfte in der Entwicklungszusammenarbeit zu einer nachhaltigen Entwicklung beitragen können, angesichts globaler Herausforderungen, wie Klimawandel, Überschreitung der Nutzungsmöglichkeiten natürlicher Ressourcen oder Rückzug der Politik zugunsten des Primats globalisierter Märkte.

Mervin Abrahams, Geschäftsführer der Organisation PACSA aus Pietermaritzburg/Südafrika, betonte: „Ziel all unserer Bemühungen um nachhaltige Entwicklung muss ein Gutes Leben für alle sein.“ Dies schließt auch globale Partnerschaften von Nord nach Süd und umgekehrt ein. Personelle Zusammenarbeit spiele dabei eine wichtige Rolle, sei es in der Beziehung von Mensch zu Mensch oder beim Wissenstransfer. „Die interkulturelle Verknüpfung von Wissen und Erfahrungen macht Entwicklung möglich.“ Esther Mwaura-Muiru, Koordinatorin von GROOTS aus Nairobi/Kenia sagte: „Wir müssen vor allem die Zusammenarbeit mit Personen in Schlüsselpositionen in den Nord-Süd und Süd-Süd-Partnerschaften verstärken.“

Gertrud Casel, Geschäftsführerin von Justitia et Pax in Deutschland, plädierte dafür, dass Mitarbeitende der Personaldienste und Fachkräfte in der Entwicklungszusammenarbeit sich stärker die Abhängigkeit aller



Intensiver Austausch in den Gesprächsrunden



Die Frage, wie Fachkräfte in der Entwicklungszusammenarbeit zu nachhaltiger Entwicklung beitragen können, stand im Mittelpunkt der Lindau-Tagung

von der Schöpfung und den Mitgeschöpfen bewusst machten. „In diesem Lernprozess können wir uns selber vom Leben anrühren lassen und andere dazu motivieren.“

AGEH-Geschäftsführer Michael Steeb ist davon überzeugt: „Wir können diesen alle betreffenden Wandlungsprozess nur dann positiv bearbeiten, wenn wir global und gemeinsam handeln. Und wir wissen auch, dass wesentliche Beiträge zu den Wandlungsprozessen durch die Zivilgesellschaften lokal, national und regional geleistet werden. Und genau hier haben Entwicklungshelfer/-innen enormes Potenzial. Sie stärken zivilgesellschaftliche Akteure, unterstützen gemeinsame Lernprozesse und bringen ihre interkulturellen Lernerfahrungen in die eigene Gesellschaft zurück.“



Mervin Abrahams, Geschäftsführer von PACSA aus Pietermaritzburg/Südafrika



Foto: Birgit Betzelt

ENTWICKLUNGS- ZUSAMMENARBEIT: EINE AUFGABE FÜR SIE?

Die Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe (AGEH) ist der Personaldienst der deutschen Katholiken für Entwicklungszusammenarbeit. Seit mehr als 52 Jahren bringen wir tagtäglich Menschen in Projekten in über 60 Ländern zusammen, um menschenwürdige Lebensbedingungen Wirklichkeit werden zu lassen.

Sie haben Berufserfahrung und suchen den Austausch zwischen den verschiedenen Kulturen und Gesellschaften dieser Welt? Die christlichen Werte sind Teil Ihrer Motivation?

Dann sollten wir uns kennenlernen!

Wir bieten Ihnen eine verantwortliche Tätigkeit bei international üblicher Vergütung sowie umfangreiche Sozial und Sicherungsleistungen – und beziehen dabei Ihre Familie mit ein. Auf Ihre Tätigkeit bereiten wir Sie umfassend vor.

Informieren Sie sich auf
www.ageh.de über
unsere Stellenangebote.

AGEH 
mitmenschen.

Arbeitsgemeinschaft für
Entwicklungshilfe e.V.